



FREMSCHÄMEN

FÜR MEINE GEMEINDE?

**Über ein alternatives
Modell der Stress-Vermeidung:
Familie statt Bühne**

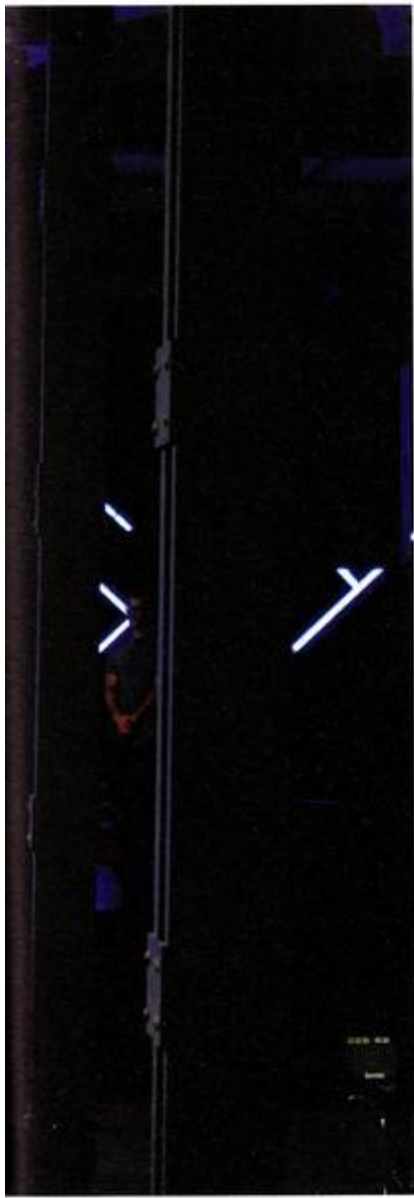


Foto: Christel Eggens

Cool: Hillsong Konstanz

Von Guido Baltès 4 15–20

Distanz zwischen Ideal und Realität

„Kann ich da auch meinen nichtchristlichen Freund mitbringen? Oder muss ich mich dann schämen?“ Es war eine einfache Frage in einer Mitarbeiterrunde unseres Gottesdienstteams. Eine Frage, die ich selbst schon oft gestellt habe. Aber diesmal erwischte sie mich auf dem falschen Fuß. Und traf eine andere Saite in mir. Sie hat mich ins Nachdenken gebracht über die Art, wie wir über unsere Gemeinde denken und reden. Und warum so viele Menschen Gemeinde mehr und mehr als Last erleben statt als Bereicherung.

Wie gesagt: Ich habe diese Frage selbst oft gestellt. Wenn es um Seminare

zur Qualität unserer Gottesdienste ging. Jahrelang habe ich Gemeinden trainiert und motiviert, ihre Gottesdienste attraktiver, kreativer, bunter, relevanter, einladender und gästefreundlicher zu machen. Denn schließlich ist der Gottesdienst die wichtigste Visitenkarte der Gemeinde. Und die muss natürlich etwas hermachen. Man will sich ja nicht schämen müssen. Schon gar nicht fremschämen. Lieber bleibt man zu Hause oder geht mit den Freunden an einen attraktiveren Ort, als sie mit in einen Gottesdienst zu nehmen und dann Peinliches zu erleben. „Lieber gar kein Lobpreis als schlecht gemachter Lobpreis“, las ich auf der Webseite einer aufstrebenden jungen Gemeinde.

Aber nach vielen Jahren, in denen ich diese Botschaft gepredigt und gelehrt habe, bin ich skeptisch geworden: Sind wir da wirklich auf dem richtigen Weg? Nicht, dass mich jemand missversteht: Ich habe überhaupt nichts gegen gute Qualität – nach wie vor glaube ich, dass es sich lohnt, nach dem Besten zu streben. Weil Gott in uns das Beste hervorruft, das wir sind und haben. Und ich freue mich über hervorragende Musik ebenso wie über hervorragende Predigten. Aber das Streben nach Professionalität hat eben auch seine Kehrseite: Es lässt die zurück oder am Rande, die den neuen Qualitätsanforderungen nicht genügen. Und es lässt die Distanz wachsen zwischen Ideal und Realität. Eine Distanz, die dann auch dazu führen kann, dass die nicht ganz so ideale Wirklichkeit der eigenen Gemeinde zunehmend als Last erlebt wird.

Rückkehr zum anderen Blick?

Studien und Umfragen belegen, dass Menschen Gemeinde zunehmend als eine Last empfinden. Sie gehen seltener hin und nehmen sich stattdessen mehr Zeit für Entspannung und Erholung. Oder für Familie. Sie nutzen stattdessen Online-Angebote, Podcasts und TV-Gottesdienste. Das ist weniger stressig und außerdem oft auf einem höheren Niveau, was Form und Inhalt angeht. Aber was haben Online-Gottesdienste, Erholungsangebote und eine gesunde Familie eigentlich gemeinsam? Was haben sie, das unsere Gemeinden nicht haben? Warum sind diese Angebote attraktiv, die eigene Gemeinde aber eine Last? Meine Vermutung: Ich darf dort sein, ohne etwas leisten zu müssen. Ich muss keine hohen Erwartungen erfüllen. Ich muss keinem Qualitätsstandard entsprechen.

Anders ist es im Beruf, auf der Bühne und in der Gemeinde: Hier muss ich leisten, liefern, performen. Hier zählt das Ergebnis, der Erfolg, der Gewinn. Sei es in Euro, in Seelen oder in Besucherzahlen. Seminare und Kongresse verraten mir, wie ich es noch besser machen kann. Aber die Realität meiner Gemeinde bleibt doch immer hinter dem zurück, was ich da auf der Kongressbühne oder auf youtube sehe und höre. Und so wird mir meine Gemeinde zunehmend zur Last. Nicht nur, weil ich selbst leisten muss. Sondern auch, weil ich mich fremschäme: Immer wieder wird mir gesagt, wie unattraktiv unsere Gemeinden für Außenstehende sind. Wie peinlich es ist, wenn der Moderator einen Patzer macht oder der Lobpreisleiter schief singt. Wie wenig wir konkurrieren können mit dem, was andernorts in Clubs, Cafés, Konzerthallen und Medien geboten wird. Kein Wunder, dass viele Christen heute vor der Realität ihrer Gemeinde in die ideale Welt der Online-Angebote flüchten.

Aber wie wäre es, fingen wir an, die Gemeinde wieder mit ganz anderen Augen zu sehen? Mit dem Blick des Verliebten, der auch nach fünfzig Ehejahren noch in das runzlige, aber leuchtende Gesicht der Ehefrau blickt und ihr verkündet: „Du bist für mich die schönste Frau der ganzen Welt“? Mit dem vernarrten Blick der Eltern, deren Herz schmilzt, wenn ihr Kind beim Kindergartenfest nur die Hälfte des Gedichtes richtig aufsagt? Mit dem Blick des Poeten, der seiner Angebeteten zusingt: „Schäm dich was, dass du dich immer noch in meine Lieder schleichst. Ich hab versucht mir einzureden, dass du ja eigentlich gar nicht so schön bist. Dass du bescheuert bist und nichts verstehst. Dass wir nicht für einander bestimmt sind.“

Doch mit jedem deiner Fehler, mit jedem deiner Fehler, mit jedem deiner Fehler lieb' ich dich mehr.“ (Philipp Poisel)

Falsche Alternativen als Ausweg

Zweifellos: Ich gehe ungern in eine Gemeinde, für die ich mich fremschämen muss. Daran wird sich auch so schnell nichts ändern. Nur – es gibt grundsätzlich verschiedene Wege, das Fremschämen zu vermeiden: Ich könnte versuchen, meine Gemeinde perfekt zu machen. Oder ich könnte ihr aus dem Wege gehen. Aber ich könnte auch meinen Blick verändern. Und aufhören, mich für etwas zu schämen, für das sich niemand schämen muss!

**Man singt lauthals zur Quetschkommode
und niemand fragt danach,
wie gerade oder schief das klingt.**

Der erste Weg wird von vielen Christen zunehmend als eine Last empfunden: Die Gemeinde ist eine Baustelle mit einem Renovierungsplan, der mindestens auf die nächsten zehn Jahre angelegt ist. Eine zusätzliche Herausforderung neben all den Herausforderungen, die Beruf, Ausbildung oder Familie an mich stellen. Als Stressfaktor dazu kommt die harte Konkurrenz: Dank Facebook hageln täglich Berichte und Bilder von Orten und Gemeinden ins eigene Leben, an denen es besser, schöner und attraktiver ist. Denn wer postet schon Enttäuschungen, Misserfolge oder Erfahrungsberichte über Durchschnittsgemeinden? So wächst die Kluft zwischen erlebter und erträumter Realität, ebenso wie die Kluft zwischen dem grünen, saftigen Gras auf der anderen Seite des Zaunes und dem schäbigen eigenen Vorgarten, für den man sich schämen muss. Das erzeugt Stress, Schuldgefühle und ein schlechtes Gewissen. Gemeinde, die eigentlich ein geistliches Zuhause sein sollte, wird zum lästigen Projekt, das nie fertig wird, weil immer der blöde Alltag dazwischen kommt.

Der zweite Weg wird daher immer öfter gewählt: Man geht der Gemeinde aus dem Weg. Entweder mit schlechtem Gewissen, weil man sich doch irgendwie verpflichtet fühlt und die Bibel ja auch dazu ermahnt, „die Versammlungen nicht zu verlassen“. Bei anderen aber überwiegt die Erleichterung: Endlich kann ich diesen peinlichen Haufen hinter mir lassen! Vielleicht war die Gemeinde eine Hilfe auf meinen ersten Schritten in den Glauben. Aber heute brauche ich sowas nicht mehr. Heute stehe ich da drüber. Ich erlebe immer mehr Christen aus meiner Generation, die diesen Weg gehen und dabei laut hörbar „aufatmen“. Auch und gerade solche, die lange

Zeit sehr engagiert und rührig waren. Jetzt wollen sie gerne raus aus dem Mief. Sich nicht mehr schämen müssen.

Garten und Wohnzimmer statt Bühne

Aber ich finde im Neuen Testament noch einen anderen, einen dritten Weg, der herausführt aus dem Fremdschämen. Und je länger ich über dieses Thema nachdenke, desto mehr wächst er mir ans Herz: Es ist das Bild der Familie. Denn das neutestamentliche Bild für die Gemeinde ist die Familie. Es ist nicht das Theater. Auch nicht die Armee oder das Unternehmen. Nicht die Bühne und nicht das Stadion.

Klar, jeder hat schon einmal den Sinnspruch gehört: „Freunde kann man sich aussuchen, eine Familie nicht.“ Aber das ist es nicht, was ich sagen will. Obwohl es stimmt. Aber es klingt doch immer noch nach einem lästigen Zwang oder einer weiteren anstrengenden Herausforderung neben Beruf und Gemeinde. Aber dieses Bild ist es nicht, was sich in meinem Kopf breit macht.

Die Bilder, die ich meine, sind die Erinnerungen an wertvolle, schöne und begeisternde Momente, die ich in Familien erlebt habe. In der eigenen oder auch in anderen. Als Teil der Familie oder auch als Gast. Ich denke an Familienfeste – aber nicht an die mit gestärktem Tischtuch und Silberbesteck. Sondern an die am Lagerfeuer, im Garten oder auch die, die ich in fremden Ländern und Kulturen erlebt habe. Solche Momente finden meist nicht auf der Bühne oder in einer Messehalle statt, sondern in Schrebergärten, in Wohnzimmern, auf Dorfplätzen oder eigentlich ganz egal, wo. Sie leben selten von einem perfekt geplanten Programm, aber sie sind deshalb nicht ohne Programm: Man redet miteinander, man singt zusammen, man

tanzt. Vielleicht erzählt mal jemand einen Witz oder eine Anekdote aus alten Zeiten. Man träumt und schmiedet Pläne für den nächsten Sommer. Man schaut sich Fotos oder – je nach Generation – Lichtbilder an. Und dabei gibt es jede Menge peinliche Momente. Aber es ist eine Peinlichkeit, für die man sich nicht schämen muss. Stattdessen kann man von Herzen drüber lachen. Man singt lauthals zur Quetschkommode, und niemand fragt danach, wie gerade oder schief das klingt. Wenn die kleine Enkeltochter ein Gedicht aufsagt, dann darf das auch mal stockend geschehen. Und trotzdem ist der Applaus echt und die Freude darüber nicht gekünstelt. Es gibt keinen Minutenplan, und doch ist jede Minute wertvoll.

Hier bin ich zusammen mit Menschen, deren Musikgeschmack und Kleidungsstil ich nicht teile. Aber gerade das macht sie interessant. Ich liebe es, ihre Lieder zu hören, weil ich sonst ja immer nur meine eigenen höre. Menschen, die nicht zu meiner Altersgruppe gehören. Die nicht meinem Schönheitsideal entsprechen. Die ihre Ecken und Kanten haben, ihre Falten und Runzeln. Hier haben auch alte Opis ihren Platz, dicke Frauen und langweilig gekleidete Nerds. Menschen, die vielleicht auf christlichen Gottesdienstbühnen immer seltener zu sehen sind, weil man sich für sie schämt. Aber hier geht es ja auch nicht um Performance, sondern um das Feiern. Solche Momente werden auch nicht in erster Linie für Gäste inszeniert, aber Gäste sind trotzdem willkommen. Niemand muss etwas beweisen oder von etwas überzeugen. Es gibt keinen Grund, sich zu schämen, denn wir sind einfach so, wie wir sind. Aber wir sind auch wirklich, wer wir sind. Und nicht, wer wir gern sein würden. Und dafür müssen wir uns nicht einmal besonders anstrengen ...

Ein reifes Verhältnis entwickeln

Natürlich, Familie ist manchmal auch peinlich. Die meisten von uns haben das auf ihrem Lebensweg erlebt: In den Kinderjahren erlebt man Familie, wenn es gut geht, als selbstverständlich. Papa und Mama sind die großen Helden. Und Geschwister sind Spielgefährten, mit denen man sich ordentlich streiten, aber auch wieder vertragen kann. Aber dann wird man älter, und irgendwann kommt dann das Fremdschämen: „Mama, du bist peinlich ...“ Der Familienurlaub, früher das Highlight des Jahres, wird nun lästige Pflicht: „Muss ich

da mitkommen?“ Und irgendwann ist man froh, das Haus verlassen zu dürfen.

Diese Phase scheint wichtig. Aber wenn es schief läuft, dann bleiben die Wege getrennt. Die Familie wird zur Last, die Besuche zur Qual, ihre Frequenz seltener. Wenn es dagegen gut läuft, dann findet man ein erwachsenes Verhältnis zu seiner Familie. Eins, das durch die nötige Distanz, aber auch Nähe bestimmt ist. Und manches, was man als Teenie peinlich fand, wird nun plötzlich wieder wertvoll. Weil es Ausdruck einer gemeinsamen Geschichte und eines gemeinsamen Weges ist. Ausdruck der Verbundenheit. Man schämt sich nicht mehr dafür, dass die anderen anders sind. Sondern man gewinnt sie lieb in ihrer Andersartigkeit. Mit ihren Macken und mit ihren Schätzen. Familientreffen werden zu einem Ort, an dem wir feiern, wer wir sind. Wir essen, wir lachen, wir weinen. Hier zählt nicht das Projekt, der Erfolg, die Leistung. Wir dürfen sein, wie wir sind. Nicht, weil wir so perfekt sind, sondern weil wir zusammen gehören. Und weil wir erleben, dass es gut ist, zusammen zu sein.

Könnte es nicht sein, dass das biblische Modell der Familie auch unseren Gemeinden wieder gut tun würde? Wenn es

uns gelänge, aus der Selbstverständlichkeit der Kinderjahre und der Peinlichkeit der Pubertät in ein reifes Verhältnis zur Gemeinde zu wachsen? Eins, das die Runzeln und Macken nicht nur akzeptiert, sondern lieben lernt? Wenn wir mit einander wieder barmherziger würden und einfach entspannt so sein könnten, wie wir sind? Könnte es nicht sein, dass das Modell der fröhlichen Gartenparty viel mehr dem biblischen Bild von Gemeinde entspricht als das Modell des hochglanzpolierten Bühnenevents?

Noch einmal bitte ich darum, mich nicht mißzuverstehen: Sicher gibt es Menschen, die sich auf einer Bühne wohl fühlen und gerade im Scheinwerferlicht am meisten sie selbst sind. Solche Menschen aber empfinden Gemeinde auch meist nicht als Last, sondern als kreative Herausforderung. Und es gibt sicher auch ganze Gemeinden, die genau in diesem Modell völlig authentisch sind. Für viele andere aber bedeutet es Mühe, einem Modell nachzulaufen, ohne es je wirklich zu erreichen. Sie folgen erfolglos einem Ideal, das gar nicht ihrem eigenen Leben entspricht. Und sie schämen sich entweder selbst dafür – oder fremd für andere.

Ich würde gerne wieder öfter Gemeinden entdecken, in denen ich die unangestregte Freude einer Gartenparty erlebe. In denen unbekümmert Familie gefeiert wird. In denen Menschen unvollkommen sein dürfen und Fehler machen können. In denen man sich aneinander und übereinander freut, nicht weil man den Anforderungen oder dem Qualitätsstandard entspricht, sondern weil man den Schatz im anderen erkennt. In denen Christen sind, wie sie sind, und nicht, wie sie gerne wären. Ich selbst jedenfalls würde mich in so einer Gemeinde wohlfühlen. Ich würde sie nicht als zusätzliche Last, sondern als Ort zum Aufatmen erleben. Und ich glaube, auch Gäste würden sich wohlfühlen. Also: Ja, in so eine Gemeinde kannst du auch deinen nichtchristlichen Freund mitbringen. Und nein, du musst dich dann nicht schämen. ◀

Lesezeit: 15–20 Minuten



DR. GUIDO BALTES gehört zum Leitungsteam des Christus-Treff Marburg, ist Dozent für Neues Testament am mbs-bibelseminar und lebt mit seiner Frau Steffi in Marburg.



„Ich selbst bin Gemeinde – ich kann gar nicht ohne sie existieren! Ich brauche die anderen, den Zusammenhalt, das Eingebundensein. Ich bin Teil ihres Dienstes und bringe mich ein – wie und wo und auf welche Weise es mir gerade möglich ist.“

Ulrich Eggert, AUFATMEN

www.wir-lieben-gemeinde.net

gemeindehausbau.de
wir planen und bauen Kirchen und Gemeindehäuser

fachliche Kompetenz, Kreativität und Erfahrung seit über 50 Jahren im Neubau, Umbau und Sanierung bietet Philipp Architekten: 0791 - 7599-0

amen.de
Gib deine Sorgen ab!

Anliegen eintragen oder selbst mitbeten.

www.amen.de

Ihr Geld kann mehr als Zinsen!
Die Zeit ist reif für alternative Geldanlagen

www.7x7.de
Tel.: 0228-377273-00